

Limmatspritzer

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **102 (1976)**

Heft 24

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Passiert (II)

Finck im «Storchen»

«Witz ist immer eine andere Form des Ernstes.» Mit diesem Satz kommt der deutsche Cabaretist Werner Finck in der famosen Ausstellung «Heitere Zeiten» über 60 Jahre Schweizer Cabaret im Zürcher Helmhaus zum Zuge. Eines seiner Programme hat ja übrigens in den sechziger Jahren geheissen: «Sie werden lachen, es ist mir ernst.»

Nach dem Zweiten Weltkrieg, nach dem grossen Zusammenbruch von 1945, war der Cabaretist Werner Finck einer der wenigen, die in die Schweiz hinüberfahren durften. Er erinnert sich noch heute daran, wie er in der Schweiz nach langem Unterbruch erstmals wieder richtige Bananen zu sehen bekam. Und dass er bei der Einreise um 12.07 Uhr in Kreuzlingen vom Zöllner Lebensmittelcoupons entgegennahm. Und sich schon um 13.45 Uhr in Zürich an die Mittagstafel setzte, lechzend nach gutem Essen. Finck über damals: «Wir essen im «Storchen». Nein, essen trifft es nicht: speisen, noch besser dinieren. (Ehrlich gesagt: fressen.)»

Pech mit Emil

Emil, nicht Hegetschweiler, sondern Emil Steinberger («Dasch jetzt no de Besch, das») erinnert sich etwa an jene Apothekerin, die ihm einen Einbautip gab: «Gestern war eine Frau bei uns und fragte, ob wir auch ein Mittel gegen Zahnkarriere hätten.» Und daran, dass er in einem Pfarreiheim in der Pause etwas Mineralwasser trinken wollte, zusammen mit seiner Frau. Der Vikar holte einen ganzen Harass aus dem Keller. Emils Frau nahm den ersten Schluck, stiess einen Schrei aus: Es war kein Mineralwasser, sondern reiner Schnaps.

Von Emil gibt's die Geschichte eines Briefwechsels, dessen Pointe in Zürich gesetzt wurde. So hat er sie erzählt: Im «Emil»-Buch

aus dem Luzerner Harlekin-Verlag sind die ersten zwei Schreiben eines Emil-Fans in Muotathal im Faksimiledruck wiedergegeben. Der Jüngling stellt sich im ersten Brief vor: «Ich bin zwölf Jahre alt und ein Bewunderer von dir.» Und: «Ich hoffe das du meine hastige Schrift lesen kannst.»

Im zweiten Brief bedankt sich der Bub für Emils Karte. Er hat mittlerweile dessen «Telegraphenbeamten» an einem Elternabend von Jungwacht und Blauringklub gespielt. Unterdessen ist ihm offenbar auch bedeutet worden, dass man in Briefen «Du» statt «du» schreiben sollte. Jedenfalls heisst es zuhanden von Emil: «Was? warum ich Dir Du sage? Ganz einfach weil Du mein Idol bist.» Und am Schluss steht: «Ich bitte dich um Entschuldigung wegen der schlechten Ordographie und der schludrigen Schrift.»

Ein weiteres Lebenszeichen des Josef Marty aus Muotathal traf erst als Echo nach der Veröffentlichung des Emil-Buchs ein. Es sei, meldete der Zwölfjährige, ja nun auch nicht alles, mit Briefen in diesem Buch vertreten zu sein. Die Mutter habe wegen der durchgestrichenen Wörter reklamiert, die Tante wegen der ungeschönen Schrift. Und der Lehrer wegen der Rechtschreibung, wegen «Ordographie» und «Telegraphenamt» und so weiter.

Passiert sei ihm sogar, er habe nach Zürich telefonieren müssen. Er habe sich gemeldet als Josef Marty, Muotathal. Worauf die Telefonistin am Zürcher Ende des Drahtes blitzschnell gefragt habe: «Ja, bisch öppe dā Marty us em Emil-Buech?»

Hühner und nix

Alfred Rasser, der politisch angriffigste Cabaretist, der uns geblieben ist, erzählte als junger Mann ohne definitives Berufsziel einem Appenzeller, am liebsten würde er auf dem Land eine Hühnerfarm eröffnen. Aber er habe weder Farm noch Land noch Hühner. Worauf der Ap-

penzeller, wie auch Franz Rueb in seiner Rasser-Biographie erzählt, ihn zur Fahrt ins Tessin überredete, wo sein reicher Onkel viel Land besitze. Die beiden bauten tatsächlich eine Hühnerfarm auf, stellten auf einem Gelände von 40 000 Quadratmetern eine verfallene Hütte instand, kauften einen Brutapparat, brachten es bis zu 70 Hühnern. Aber die legten nicht ein einziges Ei. Es kam zu Spannungen, Rasser verreise. Als er später ins Tessin zurückkehrte, war der Appenzeller verschwunden. Und: «Verschwunden waren auch die Hühner, zurück blieb nur noch der Brutapparat.»

Und aus Zürich: Im Sommer 1933 sprach Rasser zusammen mit anderen arbeitslosen Schauspielern unvorbereitet auf der Bühne des Schauspielhauses vor. Er spielte, so Rueb, eine seiner Figuren, mit denen er seit Jahren immer grosse Erfolge hatte. Unten, wo ein paar Zuständige vom Theater im Dunkel zuhörten, geschah nichts. Totale Ruhe, kein Lachen. Dann eine Stimme zu Rasser: «Können Sie noch etwas anderes?» Er improvisierte eine zweite Figur. Keine Reaktion. Waren die da unten eingeschlafen? Nein, denn die Stimme aus dem Dunkel sagte schliesslich: «Machen Sie noch etwas, aber sprechen Sie einen anständigen Text!» Rasser rezitierte den Erdgeist-Prolog von Wedekind. Danach stand er auf der Bühne und wartete. Die Stimme unten: «Sie werden von uns hören.» Freilich: Rasser hat nie etwas vom Schauspielhaus gehört. Dafür ist er einer unserer besten Cabaretisten geworden.

Gegen den Lärm

C. F. Vaucher war zusammen mit dem Cabaret-Team Voli Geiler und Walter Morath auf dem Schiff unterwegs in der Türkei. An sich wäre das eine herrliche Sache gewesen. Aber an erholende Siesta an Bord war nicht zu denken. Denn Lautsprecher waren so raffiniert angebracht, dass von einem Zentrum aus laute Musik laufend das ganze Schiff berieselte, respektive belärmte.

Vaucher wurde saumässig wütend. Er zerstörte die Lautsprecher bei seinem Lieblingsplätzchen an Bord, damit rechnend, dass in solchen Ländern reparierende Fachleute wohl lange auf sich warten liessen. Er täuschte sich nicht, kein Reparierer zeigte sich, und bis zum Ende der Schiffsreise hatte Vaucher seine Siesta-Ruhe.

Dressurakt

«Für die Stadt Zürich finde ich namentlich deshalb Ge-

fühle der Dankbarkeit, weil ich auf dem Boden Zürichs (Zarli, werden durfte und wurde.) Fast wörtlich so hat sich Zarli Carigiet mir gegenüber einmal ausgedrückt, in seinem «Güetli» oberhalb Uetikon an wunderschöner Lage mit Blick auf den Zürichsee. Er hat die Liegenschaft übrigens bekommen, weil er Frühaufsteher und spätestens um fünf Uhr aus den Federn ist. Vor fast vier Jahrzehnten war das Haus mit Umschabung, etwas verlottert damals, zum Verkauf ausgeschrieben. Zarli marschierte um vier Uhr früh von Stäfa aus los, traf als erster beim Verkaufsobjekt ein. Und ergatterte es.

Was aber seinen Start betrifft: Carigiet kam seinerzeit nach Zürich, traf einen Schulkollegen, der ihn fragte: «Was machst du?» Zarli: «Nichts.» Der Kollege: «Komm mit in den Bündnerverein, wir spielen Theater!» Zarli ging mit, in die «Kaufleuten», wo geprobt wurde. Der Regisseur zu Carigiet: «Fein, ich habe zwar alle andern Rollen besetzt, aber einen Zigeuner brauche ich noch.»

Zigeuner und Zainefflicker hatten wenigstens früher im Bündnerland einen Hund bei sich. Im Theater wurde auch Zarli einer zugeteilt, eine «Mischung von Bernhardiner und Einfamilienhaus», wie Zarli kürzlich am Bernhard-Apéro erzählte. Bei den Proben war kein Hund dabei, erst an der Premiere in einem ländlichen Gasthof.

Zarli sang rollengemäss: «I kumm vo Vaz.» Der Hund bellte und heulte drein. Zarli: «Philax, wer singt jetzt, ich oder du? Halt die Schnauze!» Und wieder: «I kumm vo Vaz.» «Wuuu-wuuu-wuuu-wuuu!» heulte der kalbsgrosse Philax. Drauf Carigiet: «Fertig, raus mit dir!» Der Hund parierte, trollte sich, blieb aber mit der Leine an einer Türangel hängen. Zarli: «Da krachte die Gaststube zusammen, nur mein Schädel ragte aus den Trümmern. Der Applaus war enorm, aber nid wäge dr Güäti, nur wäge dr Kuriöösi.»

Und, strahlt Zarli, der Regisseur habe dann gesagt: «Herr Carigiet, ich gratuliere Ihnen zu diesem Dressurakt.»



GSTAAD

... im «Grünen Hochland»

1100–3000 m

«Kurtaxen sind da – unglaublich! – Für die Gäste abgeschrieben! Die Rechnung wird nur dem gestellt, dem der Kurort nicht gefällt!»

Soweit sind wir allerdings noch nicht, indessen senden wir Ihnen gerne gratis Prospekte, Programme, etc.

Verkehrsbüro 3780 Gstaad
Telefon 030 / 4 10 55



Vertrieb: Berger Bloch AG, 3000 Bern 5